

Plauderflübchen

Wochenbeilage zum „Rbeingauer Bürgerfreund“

Druck u. Verlag von Adam Etienne, Oestrich-Winkel.

Der erste Zank.

Skizze von Karl R.-St.
(Schluß.)

Wieder wurde es still. Heinrich stand noch immer mit dem Gesicht nach der Landschaft, und sie kratzte die Finger in die Serviette, als ob die unschuldige Serviette ihr grimmigster Todfeind wäre. Und sie mußte noch etwas sagen, sie konnte noch nicht schweigen; und wäre sie plötzlich stumm geworden, sie hätte doch nicht schweigen können.

„Daß Du mir beharrlich den Rücken zugekehrst, finde ich sonderbar“, rief sie nun und kratzte die Finger noch tiefer in die Serviette.

„Warum sonderbar? Ich kann doch stehen wo ich will?“

„In der Stadt hast Du gewiß nicht aus dem Fenster gesehen —“

„Sehr richtig, da habe ich gearbeitet —“

„So, so —“

„Und nun hab' ich genug, nun sage ich kein Wort weiter!“ Auf dem Absatz drehte er sich um und zeigte ihr sein wieder hochrotes Gesicht. „Ich kann sagen, was ich will, ich kann stehen, wo ich will — Du hast immer und immer zu mäkeln! Das mag ein anderer ertragen, ich danke dafür!“ Und raschen Schrittes, ohne sich um ihr Gesichtern weiter zu kümmern, verließ er den Balkon.

Die arme Serviette! Die kleine Frau schleuderte sie auf den Tisch, fast in die Sauce hinein. Dann sprang die kleine Frau auf, noch immer heftig gestikulierend. Und sie eilte in das Zimmer und warf die Balkonthüre zu, daß die Scheiben klirrten, und warf sich auf ein Sopha und rief laut aus: „Ach, ich unglückliche Frau!“

In den schmalen Gängen des Weinbergs ging Heinrich auf und nieder. Er ging sogar auf die Höhe des Berges, obgleich es ihm weit schwerer noch als gestern in den Gliedern lag. Plötzlich wälzten sich dunkle Wolken über den ganzen Himmel, keine Rebe, kein Weinblatt regte sich, kein Vogel sang.

Im Osten bligte es. Der Donner war noch schwach und folgte dem Blitze erst nach einer Weile, bald aber zog das Gewitter näher und näher. Nun fiel auch der Regen in großen schweren Tropfen.

Aber plötzlich machte der Wind sich auf und jagte die dunkeln Wolken in die Flucht. Der Himmel ward wieder blau, weiße Wölkchen huschten über ihn hin, und der letzte Scheideblick der Sonne traf die erfrischte Erde.

Heinrich war auf der Höhe geblieben. Auch er fühlte

sich erfrischt von dem Regen, dem Winde. Langsam stieg er jetzt hinab und ging auf das Haus zu.

Sollte er in das Zimmer seiner Frau gehen? Schon stand er auf der Schwelle. Aber konnte sie nicht ebenso gut zu ihm kommen? Ja, sie konnte kommen, und sie mußte kommen!

Er machte also wieder kehrt, ging in sein Zimmer und warf sich auf das Sopha.

Nun lag er hier und sie lag da. Die Wand welche sie trennte, war recht dünn.

Sie zu ihm kommen? Daran dachte sie am allerwenigsten. Sie fühlte sich elend, namenlos elend. Sie hatte keine Tränen mehr, nur Seufzer, Seufzer! — Hätte sie doch auf Gustava Demuth gehört! Hätte sie die Lobung doch aufgehoben, auf der Stelle! Sein anderweitiges Verkehren wird bekannt werden! Schließlich wird die ganze Stadt es kennen und die ganze Stadt wird lachen.

Durch die dünne Wand konnte er hören, wie sie seufzte. — Auf ihr Kommen aber wartete er vergebens.

Es wurde dunkel.

Er hörte nun auch, daß Lisette fragte, ob sie den Tee bringen sollte, und daß seine Frau sagte: „Heute trinken wir keinen Tee.“

Ihr aber verlangte nach einem warmen Trank, er fühlte ein plötzliches Frösteln durch seinen ganzen Körper. Der Wind, der Regen und die feuchte Kleidung mochten ihm noch mehr geschadet haben. Er wollte sich erheben, die Klängel ziehen und die Kleider wechseln, aber der Kopf, die Hände und Füße wurden ihm plötzlich so schwer, daß er das Sopha nicht verlassen konnte. Er sehnte sich nach einem festen, langen Schlaf. Und er drehte sich nach der Wand und schloß die Augen — kein Schlaf. Wenn die Frau sich regte, hörte er es, er hörte auch die Wache, den alten Weinhüter, draußen auf und nieder gehen, und endlich hörte er, wie die Frau sich erhob und dann hinaufging in das Schlafgemach.

Jetzt wollte auch er zur Ruhe gehen. Liegen denn Bleigewichte auf seinem Körper, daß er sich gar nicht erheben konnte? Nun denn, noch ein wenig hier liegen und die Augen schliefen, und dann hinauf und ins Bett.

Das kleine Frauchen hatte das Licht brennen lassen. Er mußte doch auch an das Bett denken. Oder sollte sie das Licht löschen. Freilich, diese Aufmerksamkeit hatte er nicht verdient aber — das Licht konnte sie ja dennoch brennen lassen!

Und sie wartete und wartete. Die Uhr über ihrem Bette zeigte auf Zwölf. Und sie seufzte und gähnte, und ihre Augen wurden kleben und klebner . . .

Plötzlich wachte sie auf. Es war ja heller Tag! Das Licht war ganz verbrannt, und sein Bett war leer und unbenutzt!

Was konnte das bedeuten?

Sie stuzte, sie schrak zusammen, die Affäre von gestern war total — vergessen.

Schnell warf sie die Kleider über und eilte hinab nach seinem Zimmer.

Ein Anblick, der ihr das Herz durchschnitt! Die Augen groß, fast gläsern, und rote Flecken auf Stirn und Wangen, so lag er da.

„Heinrich!“ schrie sie auf, „Du bist ja doch krank!“

„Ja,“ sagte er und richtete sich mühsam emper, „ja, ich bin krank. Ich kann mich nicht länger verstellen, ich bin seit vorgestern krank. Zuerst hoffte ich, es würde noch alles vorübergehen und ich brauchte Dich nicht zu erschrecken; deshalb verstellte ich mich, so gut es ging. Gestern im Bureau befahl mich ein Schwindel, dennoch habe ich gearbeitet bis zum Schluß. Dann aber suchte ich den Medizinalrat auf. Er war über Land gefahren und ich mußte über eine Stunde auf ihn warten. Er verordnete mir ein Pulver, und ich ging in die Apotheke, wo ich das Pulver sogleich nahm. Du solltest ja nichts davon wissen, ich hoffte ja noch immer, daß ich Dir alles würde verheimlichen können. Leider, leider mußt Du es nun doch erfahren, und somit auch den wahren Grund meines späten Kommens. Daß ich von einem Quartalsabschluß und von Depeschen fabelte, nicht wahr, das verzeihst Du mir um meiner guten Absicht willen?“

Geängstigt, verwirrt und beschämt sank sie zu seinen Füßen nieder. Was hätte sie von ihm gedacht, was hatte sie ihm abzubitten! „Sieber, armer, armer Mann,“ war alles, was sie — weinen konnte.

Er streichelte ihr das Haar. „Gestern war ich wohl ein rechter Quälgeist und Hypoch? Vergib dem Kranken!“

Beide Arme schlang sie um ihn. „Vergib Du — vergib!“

Dann sagte sie sich, sprang empor und befahl dem Groom, sofort nach der Stadt und zum Arzte zu fahren.

Dem trägen Groom wurde dieser Weg erspart. Der alte Medizinalrat kam schon daher in seinem Wägelchen, er mußte, daß ein Kranker seiner bedurfte. Ein schwer kranker Mann. Ein Nervenfieber warf Heinrich Ritter darnieder; Wochen lang kämpfte er mit dem Tode.

Elisabeth hat ihn gepflegt und gewartet Tag und Nacht.

Endlich siegte sein guter Engel über den „letzten Feind des Menschen.“

Und als sie dann wieder zum ersten Male im Mittagssonnenschein im Weinberg auf und nieder schritten, da beichtete ihm Elisabeth ihre Torheit, ihre Furcht vor dem — anderweitigen Verkehr.

Seine Strafe war ein — Kuß. „Aber wir haben uns doch gezankt,“ sagte er, „und damals, als wir über das bewußte Kapitel in dem Roman von Böz sprachen, nahen wir uns fest vor, uns nie zu zanken, nie!“

„Ja freilich,“ seufzte sie, „aber ich weiß einen Ausweg.“

„Nun, der wäre?“

„Wir lassen unseren Zank nicht gelten, wir streichen ihn einfach durch.“

„O, die weibliche Schlaueheit! Gut denn, ich bin's zufrieden und sage: wir haben uns nicht gezankt und werden uns nie zanken, nie!“

Ueberglücklich schaute sie ihn an. „Ne, Du Sieber, Du Bunter! nie, nie!“

Werden sie Wort halten?

Das steht in den Sternen geschrieben.



Der Weg zum sozialen Frieden.

Von Landesbauernrat Reisinger.

Unverhülter denn je treten heute die wirtschaftlichen Klostengegensätze, die partipolitischen Kämpfe an die Oberfläche. Bis in die tiefsten Quellen ist das Wirtschaftsleben erschüttert, sind die Leidenschaften aufgeregter, die das, was Generationen hindurch bestanden, über Bord werfen wollen. Bei dieser Zersetzung der Geister das Wort vom sozialen Frieden in das Geiriede der Desillusioniertheit zu werfen, setzt ein großes Maß von Idealismus voraus, aber nicht nur das, sondern noch mehr, es verlangt ein Leherrschlein von Idealismus.

Idealisten aber sagt man, eignen sich wenig für praktische Politik, ich behaupte aber, daß Idealismus eine der wesentlichen Voraussetzungen für rechtschaffenes Handeln ist. Er muß nur durchgefegt sein von Sachkenntnis und starkem, arten Willen. So wird es zum Idealismus der Tat. Und der tut uns not. Auch der Wirtschaftler kann heute ihn nicht aufbauen, denn es ist unmöglich, aus unserer wirtschaftlichen Trümmerhaufen herauszukommen, wenn nur die rein materiellen Faktoren in Rechnung gesetzt, in die Kalkulation einbezogen werden. Ideale und soziale Momente müssen als aktive Posten von erheblicher Bedeutung mit angeseht werden. Sie wurden zum Nachteile der Gesamtvolkswohlfahrt in der Vorkriegszeit vernachlässigt.

Daher der Kampf zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, der wohl niemals ganz verschwinden wird, doch aber auf eine verständliche Einse gebracht werden kann. Die natürliche Entwicklung weist beide Teile aufeinander an, daß dieses Band der Zusammengehörigkeit durchschritten wurde und in Gegensehlichkeit, teilweise sogar in tödliche Feindschaft ansartete — heute wohl auf der ganzen Linie — ist die Schuld beider Teile.

Die gegenwärtige Krise, die zerstörende Form des sozialen Krieges, die letzten Endes zu einem Machtkampf beider Parteien bis zum Reißbluten führt, kann nur dann eine Lösung nach den Gesetzen der Moral und des Rechts finden, wenn beide Teile in Erkenntnis ihrer gegenseitigen Abhängigkeit voneinander das Arbeitsvertragsverhältnis der Form, dem Sinn und Geiste nach auf das Niveau des Gesellschaftsvertrages bringen.

Auf dieser Grundlage soll der gerechte Lohn gefunden werden. Ebenso, wie die Unternehmer entgegenkommen müssen muß aber auch von den radikalen Arbeiter- und Gewerkschaftsführern verlangt werden, daß sie ihre Forderungen nicht ausschließlich durch Erhaltung einer Kampfstimmung der Massen gegen die Unternehmer zu beweisen suchen.

Die Lehre, daß Eigentum immer Diebstahl sei, muß endlich der Humpelammer vergangener Zeiten und haltloser Schlagwörter einkerleibt werden.

„Eigentum verpflichtet“, diese beiden Worte in der Rechtsverfassung besagen ihren tiefen Sinn nach mehr, als eine Fülle von Paragraphen in Tarifverträgen und der Gewerbeordnung formell in bezug auf den Schutz und die Fürsorge für Arbeitnehmer zugunsten des sozialen Friedens zu sichern vermögen.

Dem Eigentum als der Grundlage unseres Wirtschaftslebens muß der gebührende, gerechte Einfluß auf den Betrieb und den Betriebserlös gewahrt bleiben, ihm muß auch das Risiko in Geldwert umgekehrt, gutgeschrieben werden. Darüber hinaus ist ihm auch die Intelligenz der Geistesaufwand des Eigentümers, d. h. des Unternehmers, gutzurechnen neben angemessener Verzinsung des Anlagekapitals nach Maßgabe des kuckmäßigen Wertes.

Dem Arbeitnehmer, als grundfänglich gleich zu erachtenden Gesellschafter, ist nicht nur ein die gebotene Lebenshaltung in bezug auf Wohnung, Kleidung, Nahrung und Kulturbedürfnisse zu gewährenden Lohn, sondern darüber hinaus ein seinem Arbeitsanteil bezw. — einfach entsprechender Beitrag am Reingewinn des Unternehmens zu gewährleisten.

Das scheint mir der durchführbare Grundgedanke aller hinsichtlich der Lösung des sozialen Problems auf diesem Gebiete gemachten Vorschläge zu sein. Ich erkenne in ihm eines der ideal wesentlichen Momente zum Wiederaufbau unserer nationalen Wirtschaft. Die Durchführung dieses

Grundgedankens erfordert unzweifelhaft Opfer auf beiden Seiten heute noch extrem gegenüberstehenden Gruppen.

Die Unternehmern müssen aber einsehen, daß die hier bewußt gebrachten Opfer in keinem Verhältnis stehen zu den Verlusten welche durch die endlosen Streits und Lohnkämpfe bei andauernder Gegnerschaft nicht nur ihnen, sondern auch der Allgemeinheit entstehen.

Das einzige, was gerechterweise gegenüber dem Kapitalismus verlangt werden kann, aber auch verlangt werden muß, ist, daß er nicht selbstischen Zwecken ausschließlich dient, sondern daß er sich in den Dienst des Ganzen stellt.

Wird die ursächlich und unfeugbar vorhandene Interessengemeinschaft zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer auch äußerlich gesellschaftsvertraglich ver- und bewertet, dann können beide unmöglich auf die Dauer das natürliche Band des Auseinander-Angewiesenseins zerreißten, in ewigem Linderkampf liegen.

Die kurze, aber tragische Geschichte der Revolution hat bereits erwiesen, daß eine Klasse das Wirtschaftsleben nicht ausrichten kann. Die Reichen und Ehrlichsten, haben wie drüben müssen darangehen, im Sinne des sozialen Fortschritts ameisenhafte Pionierarbeit zu leisten, sie dürfen auf feinigem Pfad nicht müde werden und erlahmen.

Wie groß ist Deutschland?

Die Wahlen vom 6. Juni sind mit den Fragen über die Volkszahl enger verknüpft gewesen als die früheren Reichstagswahlen, da das Gesetz die Wahl je eines Abgeordneten von der Erreichung einer Zahl von 60 000 Stimmen abhängig machte. Damit ist auch die Zahl der Reichstagsitze beweglich geworden; die Ergebnisse der Volkszählung gehören fortan zu den unmittelbaren wichtigen Grundlagen auch der Wahlkämpfe.

Leider jedoch liegt für Deutschland die letzte abschließende Zählung fast 10 Jahre zurück; Länder und Menschen sind verloren gegangen und das Schicksal der nur bedingt uns zuerkannenen Abstammungsgebiete, die sich ja an den Wahlen nicht beteiligen dürfen, ist immer noch unentschieden. Gleichwohl ist es möglich, Umfang und Volkszahl des heutigen Deutschland wenigstens zu schätzen. Bei der letzten Zählung lebten in Deutschland auf einem Gebiet von 541 000 Quadratkilometer 64,9 Millionen Menschen, darunter 1/4 Millionen Ausländer. Die Bevölkerungszunahme, gegen früher etwas abgeschwächt, war immerhin so gleichmäßig, daß sich jeweils die augenblickliche Volkszahl ungefähr berechnen ließ: sie muß bei Kriegsausbruch 67,8 Millionen betragen haben.

Der Krieg bewirkte, daß zum ersten Mal seit einem Jahrhundert die deutsche Volkszahl zurückging. Die Zahl der Todesfälle überstieg (auf dem alten Reichsgebiet) die gewöhnliche bis Ende 1916 um 3 Millionen; die Zahl der Geburten blieb hinter den sonst zu erwartenden um annähernd 4 Millionen (bis heute) zurück. Das bedeutet einen verhältnismäßigen Verlust von 7,4 Millionen, einen tatsächlichen von 3 Millionen Menschen. Da auch die Zahl der Ausländer abgenommen hat (um mindestens eine halbe Million) hat das frühere Gebiet des Deutschen Reiches heute nur wenig mehr als 64 Millionen Einwohner. Dieser Zahl werden durch die Gebietsabtretungen rund 6 Millionen (einschließlich der Saarbevölkerung) entzogen. Von den übrigen 58 Millionen leben über 2 1/2 Millionen im Abstammungsgebiete. Nämlich hat das Reich etwa 70 000 Quadratkilometer seines Gebietes verloren.

2. Vermischtes.

Die Not der Zeitungen. Wie aus Newyork berichtet wird, hat auch Amerika seine Zeitungsnot. Während bei uns die Papiernot den Zeitungen das Erscheinen erschwert, wo nicht gar unmöglich macht, leiden die amerikanischen Zeitungen unter den schier unerschwinglichen Gebühren, welche die Post für den Zeitungsbezug erhebt. (Diese Postzeitungsgebühr wird übrigens nächstens auch bei uns erhöht D. Red.) Seit dem Jahre 1918, in dem die erhöhten Zeitungsgebühren zur Einführung

tamen, mußten nicht weniger als 2500 Zeitungen ihr Erscheinen einstellen.

Noch nie dagewesen. Aus Frankfurt wird uns geschrieben: Es soll, vor vielen, vielen Jahren, einmal eine Zeit gegeben haben, in denen es selbstverständlich war, daß jeder, der auf der Straße, in der Bahn oder an irgend einem anderen Ort einen Fund, sei es ein ganz geringer, oder sei es ein äußerst wertvoller, machte, ihn ohne weiteres an der dafür bestimmten Stelle abließerte. Wie gesagt, diese Zeit liegt ziemlich weit zurück, und inzwischen ist es Usus geworden, daß man dem Wiederbringer für seine doch wohl eigentlich selbstverständliche Ehrlichkeit eine Belohnung zubilligt. Das Allerneueste auf diesem wie leider auch auf fast jedem anderen Gebiet erleben wir jetzt. Da brachte nämlich vor kurzem ein hiesiges Blatt eine Anzeige folgenden Wortlautes: „Ich bin bereit, dem ehrlichen Dieb, der mir am Samstag nachmittag die drei Adlermaschinen, Modell 6, gestohlen hat, die Schreibmaschinen zum Tagespreis wieder abzukaufen. Wer mir den Dieb derart nachweist, daß ich die Schreibmaschinen wieder erlange, erhält 2000 Mark Belohnung.“ Ein besseres Zeugnis für die Sicherheit des persönlichen Eigentums kann's garnicht geben als diese vor stiller Resignation sprechende Anzeige deren Aufseher sogar einem Diebe das Gestohlene selbst wieder abkaufen will.

Die Biene lebt und stirbt mit der Gefangenschaft. Es ist beispielweise unmöglich, eine Biene der Freiheit zu berauben. Wollte man eine Biene einfangen und dann dorthin gefangenhalten, daß sie nicht mehr zu ihrem Schwarm zurückkehren kann, so wäre dies ein vergebliches Bemühen. Selbst wenn man der Biene ihre Lieblingsblumen zum Honigsaugen, selbst wenn man ihr Zuckerwasser vorsetzt — die Biene kann keine 5 Tage in der Gefangenschaft leben.

Er hat genug geleistet. Wer heute eine Wahlversammlung, gleichgültig welcher Partei, besucht, wird die Wahrnehmung machen, daß jeder Redner die Vorzüge seiner Partei, und wenn er noch dazu Kandidat ist, seine eigenen ganz besonders ins hellste Licht zu setzen bemüht ist. Ist er dann gar noch im Felde gewesen, so wird das auch dazu beitragen müssen, seinen Nimbus zu erhöhen: „Den ganzen langen Krieg über bin ich im Felde gestanden; an allen Fronten habe ich gekämpft, gelitten habe ich und geblutet habe ich, Opfer brachte ich an meiner Gesundheit, die nie wieder gut zu machen sind, mein Geschäft hat darüber gelitten, doch all' dies, meine sehr verehrten Damen und Herren, habe ich gerne über mich ergehen lassen, — alles für das Wohl des Volkes...“ Mit Anteilnahme war man den beweglichen Worten dieses Redners bei einer der letzten Wahlversammlungen in einer mitteideutschen Stadt gefolgt; doch nun rief eine Stimme aus der Menge: „Ja, wenn Sie schon so viel geleistet haben fürs Vaterland, da ruhen Sie sich nun mal lieber ein bisschen aus, Sie haben genug geleistet, da müssen wir schon einen anderen wählen.“

Die „phonographische“ Uhr. Wie uns aus Bern geschrieben wird, ist der Schweizer Uhrenindustrie, die sich von altersher eines ausgezeichneten Rufes erfreut, nun eine neue Erfindung gegliedert, die Verbindung des Phonographen mit der Uhr. Die „phonographische“ Uhr hat weder Zifferblatt noch Zeiger, weder Sprungdeckel noch sonstiges Beiwerk, das uns für Wand-, Stand- oder Taschenuhren unerlässlich erscheint. Dagegen hat sie am Gehäuse des Werkes einen Druckknopf, und sobald man auf diesen Knopf drückt, raffelt es ein wenig und alsobald ruft ein Phonograph mit laut vernehmbarer Stimme die Tageszeit aus, z. B. 6 Uhr 10 Minuten, oder 8 Uhr 50 Minuten.

Die Vereinigten Staaten. Die 46 nordamerikanischen Republiken, die sich als Vereinigte Staaten von Nordamerika zusammengeschlossen haben, sind durchaus in der Größe nicht gleich, ebenso wie die deutschen „Länder“ (so heißen ja jetzt die früheren Bundesstaaten), von denen ja auch Preußen das kleine Neuz um ein vielfaches an Flächeninhalt übertrifft. Der größte der Vereinigten Staaten ist Texas, der kleinste dagegen, gerade den 200,

Felt von Texas einnehmend, ist Rhode-Island, der kleinste der Staaten.

Der „Volan-Paß“. Ein kurzes Reutertelegramm, bei dem sich die wenigsten etwas denken, schwirrt durch die Welt: Eine russische Armee nähert sich dem Volan-Paß; es sind Maßnahmen zur Abwehr getroffen. Die Nachricht ist wichtiger als manche andere. Denn der Volanpaß öffnet den Weg nach Indien. Wer sich im Besitz dieser Paßstraße befindet, kann den Landweg nach Indien beliebig sperren und öffnen. Der Paß selbst liegt in einer Meereshöhe von 276 Meier in Britisch-Belutschistan und trägt neben der Eisenbahn vom Industal nach Abdullah vor allem die wichtige Straße von Indien nach dem südlichen Asgvanistan. Wer den Volanpaß besitzt, besitzt zugleich den wichtigen afghanischen Ort Kandahar mit seinen unerschöpflichen Hilfsmitteln und seiner strategischen Bedeutung.

Das größte Fernrohr. Zu den Meisterwerken deutscher Optik gehört der große Refraktor der Potsdamer Sternwarte. In seiner Eigenschaft als Doppelteleskop, das für photographische Aufnahmen ein Objektiv von 81 cm und für die Beobachtung mit dem Auge ein solches von 50 cm Durchmesser aufweist, ist er wohl das mächtigste Fernrohr der Welt. Der Yerkes-Refraktor bei Chicago mit einem Objektivdurchmesser von 105 cm und der Refraktor der bekannten Lick-Sternwarte in Kalifornien, dessen Objektivdurchmesser 91 cm beträgt, sind wohl größer, aber sie bedürfen, da sie nur zur Betrachtung des Sternenhimmels mit dem Auge eingerichtet sind, zur Vornahme photographischer Aufnahmen der Einhaltung besonderer Hilfsmittel, sodaß die dadurch bedingte Schwächung der Lichtstärke der größeren Durchmesser des Objektivs nicht zur vollen Auswirkung kommen kann.

Lokales und Allgemeines.

Schutz der Vogelnest! Man schreibt uns: Die munteren Vögel im Walde und in den Gärten singen unermüdet ihre frohen Lieder, gerade als wollten sie die Menschen wieder aufrechten nach so unglücklichen Zeiten. Wie unendlich fleißig ist gerade jetzt den ganzen Tag so ein Vogelpärchen. Die kleine Schar im Nest ist gar hungrig, und Hunderte von Insekten sind zur Nahrung nötig. Welch ein Anblick, wenn man so ganz unverhofft an ein Nestchen kommt und es strecken 4 oder 5 oder gar noch mehr hilflose Vögel ihr Schnäbelchen zur Aufnahme von Nahrung in die Höhe. Wer könnte solchen kleinen unschuldigen Wesen ein Leid zufügen? Und doch haben sie viele Feinde; allerlei Raubzeug und gedankenlose Menschen! Es sei nur an das strafbare Einfangen und die gewissenlose Schießerei mit Zimmerstücken usw. nach Singvögeln erinnert. Was hat so ein unschuldiges Wesen verbrochen, daß man es einsperrt oder zum Zeitvertreib totschießt? Im Nestlein warten die Kleinen vergeblich auf Nahrung, bis der Hunger an ihnen sein grausames Werk getan hat. Gar nicht zu reden von dem schweren wirtschaftlichen Schaden, der durch das sinnlose Abschließen der insektenvertilgenden Vögel verursacht wird. Darum Hand weg von solch roher Spielerei! Aber auch ungewollt kann man eine Vogelfamilie vernichten. Es sei nur an die Schwalben erinnert die sich gerne in den menschlichen Behausungen aufhalten und die vielleicht unversehens einmal eingesperrt werden. Auch hier etwas mehr Gefühl und Sorgfalt und die Tierchen bleiben vor Schaden bewahrt.

— **Die Ausfichten der Spätobsternte** lassen sich jetzt überall klarer überblicken. Im allgemeinen kann da festgestellt werden, daß uns der Herbst, wenn auch eine gute Mittelernte so doch nicht die reiche Fülle der diesjährigen Frühobsternte bringen wird. Die Zwetschen versprechen in dieser Hinsicht noch den besten Ertrag. Die Bäume zeigen sichtlich einen sehr guten Bestand, und wenn infolge der Trockenheit nicht allzuviel Früchte vorzeitig abfallen, so dürften Zwetschenbäume und Zwetschenbäume im Herbst nicht allzuteuer zu stehen kommen. Recht verschiedenartig stehen dagegen die Birnbäume. Viele von ihnen zeigen trotz herrlichster Blütenfülle im Frühjahr jetzt einen recht spärlichen Bestand. Sie haben

„salich“ geblüht, wie sich der Paueremann ausdrückt. Äußere Räume heugen sich schon recht unter einer überreichen Fruchtfülle. Für die Äpfel geht das allgemeine Urteil dahin, daß wir auf eine schwache Mittelernte rechnen dürfen. Bei frühblühenden Sorten fiel die Blütezeit in regnerische kalte Tage, so daß die Blüte infolge langsamen Verlaufs den Insekten vielfach Zeit zu ihrem Zerstörungswerk bot. Später blühende Sorten wie die bekannten „Schönen“ haben meist sehr gut. Jedenfalls bedeutet aber die gesamte Obsternte des Jahres 1920 eine gute Mittelernte.

— **Vorsicht beim Kirchengenuß.** In der Kirchengenzeit sind die Kinder darauf aufmerksam zu machen, wie gefährlich das Schlucken der Steine und der Genuß von Wasser nach dem Essen von Kirschchen ist. Alljährlich fordert die Unachtsamkeit einige Opfer. Durch das Schlucken der Steine wird zum mindesten die Verdauung erschwert; es führt aber auch vielfach zu Komplikationen im Darm. Immer von bösen Folgen begleitet ist aber der Genuß von Wasser unmittelbar vor oder nach dem Kirschchenessen. Es ist ratsam, Kindern zu Kirschchen ein Stückchen Brot zu geben. Beides zusammen ist schmackhafter, verdaulicher, bekömmlicher und läßt weniger Durstgefühl aufkommen, als wenn man die Kirschchen allein genießt.

— **Die Verbesserung der Invalidenversicherung.** Die Geldentwertung und die daraus sich ergebende Noilage der Invaliden hat es nötig gemacht auch die reichsrechtliche Invalidenversicherung den veränderten Geldverhältnissen anzupassen. Im „Reichsanzeiger“ ist nunmehr ein Gesetz über Abänderung der Leistungen und der Beiträge in der Invalidenversicherung veröffentlicht worden, durch das auch die bisher gewährten Zulagen zu den Invalidenrenten in Wegfall kommen. Vom 1. Juli 1920 erhalten dafür alle Empfänger einer Invaliden- oder Altersrente eine monatliche Zulage von 30 Mark, alle Empfänger einer Witwen- oder Waisenrente eine solche von 20 Mark, und alle Empfänger einer Krankenrente eine solche von 10 Mark. Diese Rentenzulagen sollen aufgebracht werden durch einen vom 1. August ds. J. an zu erhebenden höheren Beitrag. Von diesem Zeitpunkt an sind als Wochenbeiträge zu zahlen: in Lohnklasse 1 90 Pf., in Lohnklasse 2 1 Mark, in Lohnklasse 3 1,10 Mk., in Lohnklasse 4 1,20 Mark und in Lohnklasse 5 1,50 Mark wöchentlich. Demgemäß müssen vom 1. August an neue Invalidenrenten mit den erhöhten Werten verwendet werden.

— **Eine Milliarde für Taub.** Eine kaum glaubliche Tatsache enthüllt die vor kurzem erschienene Schweizer Ausführungsstatistik für das Jahr 1919: sie bringt nämlich die Ueberraschung, daß für die Schweizer Stidereinindustrie Deutschland weitaus der beste Abnehmer war. Ausgerechnet das arme Deutschland stüt eine reiche Luxusindustrie. Der Wert der aus der Schweiz nach Deutschland ausgeführten Stidereien betrug nämlich im Jahre 1919 über 127 Millionen Francs, also weit über eine Milliarde Mark. Wo bleibt die Regierung mit dem Einfuhrverbot?

— **Unbestellbare Postpakete.** Während früher Pakete, deren Annahme vom Empfänger verweigert wurden, vor der Rücksendung von den Postanstalten als unbestellbar gemeldet werden mußten, werden derartige Pakete jetzt, der geänderten Postordnung entsprechend unverzüglich an den Absender zurückgeschickt, wenn dieser nicht im Voraus eine andere Bestimmung getroffen hat. Wünscht der Absender, daß ihm unbestellbare Pakete zunächst als unbestellbar gemeldet werden, so muß er dies durch den Vermerk: „Wenn unbestellbar, Meldung!“ auf der Vorderseite der Paketkarte und des Pakets zum Ausdruck bringen.

Verantwortlich: Alexander Etienne, Destrach.

Gefang- und Gebetbücher

in reichhaltigster Auswahl empfiehlt

Adam Etienne, Destrach a. Rh.